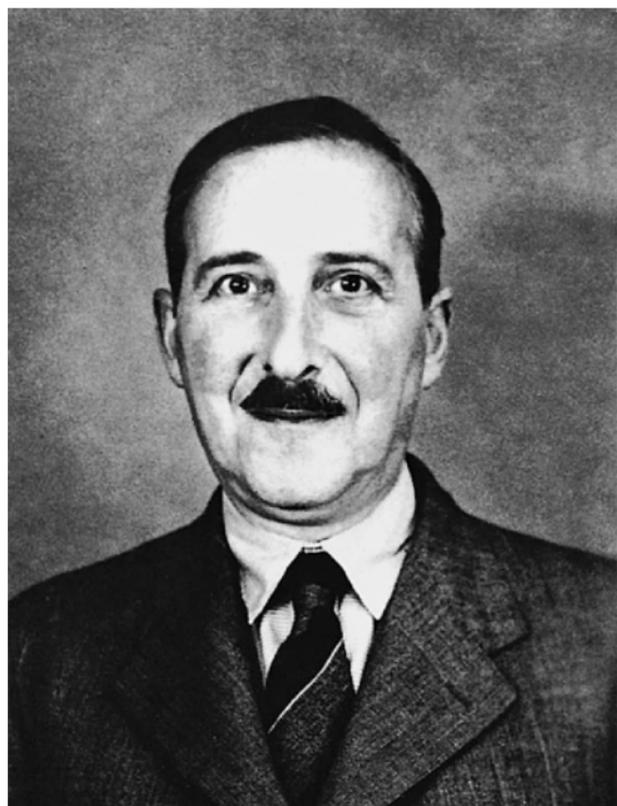


STEFAN ZWEIG  
Die Kunst, ohne Sorgen  
zu leben

---

Insel-Bücherei Nr. 1524





Stefan Zweig  
DIE KUNST,  
OHNE SORGEN ZU LEBEN

*Letzte Aufzeichnungen und Aufrufe*

Herausgegeben von  
Klaus Gräbner und Volker Michels

Mit einem Nachwort  
von Volker Michels

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1524

© Insel Verlag Berlin 2023

## INHALT

Die Kunst, ohne Sorgen zu leben	7
Nur Mut!	18
Was mir das Geld bedeutet	22
Die Angler an der Seine	27
Eine nachhaltige Lektion	36
Abschied von Alfonso Hernández Catá	44
Das große Schweigen	50
In dieser dunklen Stunde	59
Hartrott und Hitler	63
<i>Nachwort</i>	71
Quellennachweise	79



## DIE KUNST, OHNE SORGEN ZU LEBEN

Es wäre undankbar, wenn ich den Mann vergessen hätte, der mir zwei der schwersten Dinge auf Erden gezeigt: wie man durch innere Souveränität sich der stärksten Macht dieser Erde, dem Geld, entziehen kann. Und wie man mitten unter Menschen zu leben vermag, ohne einen einzigen Feind zu haben. Ich habe ehrlich versucht, ihm diese seltene Meisterschaft abzulauschen. Aber ich gestehe, dass es mir weder in dem einen noch in dem anderen Fall bisher gelungen ist.

Ich lernte diesen einmaligen Menschen in der kleinen Stadt, in der ich damals wohnte, auf die einfachste Weise kennen. Eines Nachmittags führte ich meinen treuen Spagnol, genannt Kaspar, spazieren, der sonst übermütig mir vorauswedelte, diesmal aber sich höchst närrisch benahm. Er wälzte sich mit dem Rücken ingrimmig auf der Erde, die vier Beine in der Luft, rieb sich an jedem Baum, heulte, murrte und knurrte unablässig. Aber ich hielt dies für eine Unart des Frühlings und achtete nicht weiter darauf.

Mit einmal spürte ich, dass jemand mir zur Seite ging. Ich blickte auf und sah einen etwa dreißigjährigen, ärmlich gekleideten Mann ohne Hut, ohne Kragen Schulter an Schulter mit mir Schritt halten. Ein Bettler, dachte ich unwillkürlich und wollte schon in die Tasche greifen. Aber ruhig

lächelte aus blauen, klaren, hell bestirnten Augen dieser Fremde mir zu, als wären wir alte Freunde. »Er hat eine Zekke, der arme Kerl«, deutete er auf meinen Hund hin. »Ich hab's gleich bemerkt. Komm, gehen wir hinüber zur Bank drüben im Park. Ich krieg' sie schon heraus.«

Ich muss nun hier bemerken, dass in der deutschen Sprache sich nur jene Leute Du sagen, die gleichen Standes und seit Jahren miteinander intim vertraut sind; sofern ich also auf bürgerliche Sitte Gewicht gelegt hätte, hätte ich diesen Unbekannten, der mich derart intim ansprach, grob abfertigen müssen. Aber in der Vertraulichkeit seines Blickes lag eine solche Herzlichkeit, dass sein Vorschlag auf mir nicht ganz erklärliche Weise den Charakter eines Befehls annahm. Ohne zu zögern, überquerte ich an seiner Seite die Straße. Wir setzten uns nebeneinander auf die Bank. Er lockte mit einem scharfen Pfiff den Hund heran.

Und sonderbar: Mein Kaspar, der sonst jeden neuen Menschen umständlich beschnüffelte, ehe er sich von ihm berühren ließ, legte ebenso gehorsam, wie ich selbst gerade gewesen, auf den ersten Wink dem fremden Menschen den Kopf mit den schweren Ohren auf die Knie. Der Unbekannte suchte mit seinen langen, harten Fingern, an denen die Nägel merkwürdig hell aufleuchteten, eine Zeitlang in dem Fell hin und her. Dann klemmte er nach einem zufriedenen »Aha« das geduldige Tier zwischen die Knie und begann eine längere Operation. Sie mochte schmerzhaft sein, denn Kas-

par wimmerte mehrmals leise, machte jedoch keinen Versuch, sich loszureißen, und hielt auf seinen krampfhaft eingestemmen, nervös zitternden Beinen still.

Plötzlich ließ ihn der Fremde aus dem Schraubstock der Knie, lachte laut »Da haben wir's« und hielt etwas triumphierend hoch. »Na, lauf los, Hunderl«, rief er dem noch zitternden Tier zu, das ihn sofort verstand und wie ein Kreisel loswirbelte. Dann stand der Fremde auf, winkte mir »Grüß Gott« zu und ging gleichmäßig weiter mit seinem sicheren Gang wie jemand, der seine Sache erledigt hat.

Ich war so verblüfft über dieses plötzliche Fortgehen, dass es mir erst später einfiel, ich hätte diesem sichtlich furchtbar armen Menschen für seine Mühe doch etwas schenken müssen, etwas Geld oder ein paar Zigaretten, zumindest jedenfalls hätte ich ihm danken müssen. Aber es war in dem Weggehen dieses Menschen die gleiche abschließende Sicherheit und Selbstverständlichkeit gewesen wie in seinem Kommen. Er hatte seine Sache getan, ganz wie er wollte, ohne sich anzubieten oder danken zu lassen, und ich würde heute mit grauen Haaren noch viel dafür geben, wenn ich es lernen könnte, ein Gespräch mit einem Fremden so souverän zu beginnen und zu beenden. Noch immer über die sonderbare Art dieses Menschen nachdenkend, ging ich nach Hause, und da in unserem Hause Kaspar die weitaus wichtigste Person war, konnte ich nicht umhin, von seinem Abenteuer zu berichten. Und sofort bemerkte unsere alte

Köchin mit begeisterter Selbstverständlichkeit: »Ah, das war der Anton. Der sieht halt alles.«

Dadurch erfuhr ich, dass der hilfreiche Samariter Anton hieß, und fragte nun weiter nach seinem Berufe und was er eigentlich mache. »Nichts«, sagte unsere Köchin ärgerlich, als hätte ich sie persönlich beleidigt, und fügte bei, wie Frauen immer mit einer Frage antwortend: »Was braucht der einen Beruf?«

Um sie nicht herauszufordern, bemerkte ich nur ganz vorsichtig, dass jeder Mensch doch von irgendetwas leben müsse. »Ah, der braucht nix«, sagte sie stolz, »dem gibt jeder gern alles, was er braucht.« Nun musste ich beschämt die Tatsache eingestehen, dass sich dieser sonderbare Anton gerade von mir nichts hatte geben lassen. Aber das bestärkte unsere Köchin nur in ihrem Stolz. »Ja, der bittet keinen um was. Der pfeift aufs Geld, der hat's nicht notwendig.«

Nun, das war sonderbar. Bisher hatte ich immer geglaubt, dass jeder Mensch zum Leben Geld notwendig habe und wer keines besitze, sich's mit irgend einer bestimmten Art Arbeit verdienen müsse. Ich wusste, dass man in dieser kleinen Stadt wie in jeder anderen der Welt jedes Stück Brot und jedes Glas Bier, seine Schlafstelle und seinen Rock bar bezahlen musste, die Reichen manchmal erst nach einer Woche oder einem Monat, die Armen sofort. Dass hier wie überall keinerlei Arbeit umsonst getan wurde, sondern jede sogar nach einem bestimmten, von den Gewerkschaften

genau festgesetzten Tarif. Wie machte es also der kleine magere Bursche mit den durchgedrückten Hosen, dies Gesetz zu durchbrechen? Wie entzog er sich dem feinmaschigen Netz von Vereinbarungen und Tarifen, das heute unsere ganze Welt umspannt, und war doch – dies hatte ich gleich bei unserer ersten Begegnung bemerkt – völlig sorglos und glücklich dabei. Ich beschloss, seine besondere Methode auszukundschaften, und musste schon nach wenigen Tagen unserer Köchin recht geben: Dieser Anton hatte in der Tat keinerlei bestimmten Beruf, er ging wirklich den ganzen Tag spazieren. Jeden Morgen zog er los und schlenderte durch die Stadt, allerdings mit den wachsamsten, klügsten Augen, die ein Mensch unter der Stirn haben kann. Er beobachtete alles und bemerkte alles. Er hielt einen Fuhrmann an und machte ihn aufmerksam, dass das Pferd schlecht gezäumt sei. Der lachte und ließ es ihn besorgen, weil es richtig war. Dann ging er an einem Zaun vorbei, winkte dem Besitzer und ermahnte ihn, das schon morsche Holz streichen zu lassen, sofort betraute der Gartenbesitzer ihn damit. Jeder ließ ihn alles tun, was er vorschlug, weil jeder wusste, dass Anton keineswegs aus Geldgier, sondern nur uneigennützig und ehrlich auf jeden Schaden hinwies. In wie vielen Beschäftigungen habe ich ihn aushelfend gesehen – einmal traf ich ihn in einem Schusterladen sitzend und Schuhe reparierend, einmal als Aushilfskellner bei einem Fest, einmal Kinder spazieren führend, ein andermal auf dem Markt mitten unter

den Weibern Äpfel verkaufend: Die Frau lag im Wochenbette, und so hatte sie – jeder wendet sich in solchen Fällen an ihn – für die paar Tage ihn als Aushilfe auf ihren Platz gesetzt.

Immerhin, solche fixe Burschen, die alles können und zu allem zu brauchen sind, gibt es in vielen Exemplaren. Das Besondere und Einmalige aber an diesem Anton war, dass er strikt ablehnte, sich auch für viele Stunden harter Arbeit mehr Geld geben zu lassen, als er gerade für diesen einen Tag brauchte; wenn es ihm gut ging, weigerte er sich standhaft, eine Bezahlung anzunehmen. »Ich komm schon später einmal zu dir, wenn ich was brauch«, sagte er in solchen Fällen. Und bald ward ich gewahr: Dieser hagere, meist schlecht rasierte, zerschlissene Bursche hatte also für seine Person ein neues, durchaus antikapitalistisches System erfunden: Er vertraute auf die Anständigkeit der Menschen. Statt sich Geld auf ein Sparbuch zu deponieren, legte er sich lieber bei fast allen Leuten dieser kleinen Stadt ein mobiles Kapital von moralischen Verpflichtungen an: Er investierte sein bisschen Besitz in unsichtbares Guthaben, denn selbst der Hartnäckigste und Misstrauischste konnte sich einem gewissen Schuldnergefühl gegenüber einem Menschen nicht entziehen, der mit seiner Arbeit, seinem Können nicht Handel trieb, sondern alles, um das man ihn anging, mit leichten und unbesorgten Händen tat, ohne sofortige Entlohnung zu fordern. Man musste Anton nur auf der Straße nachsehen,

um zu merken, wie die Leute ihn darum als etwas Besonderes respektierten; jeder grüßte ihn herzlich, jeder schüttelte ihm die Hand, und nie habe ich so gut die Macht eines Menschen verstanden, der das große Lebensgeheimnis einfach im Blut hat, sich vor dem Morgen nicht zu fürchten und wirklich, wie man es in den Schulbüchern liest, auf Gott zu vertrauen. Sicherlich der Ärmste von allen, ging dieser Nichtstuer und Allestuer, ging dieser einfache, unbesorgte Mensch in seinem schlechten Rock durch die kleine Stadt wie ein Gutsherr, der sein Gut inspiziert, leutselig, freundlich; er konnte in jede Tür treten, sich an jeden Tisch setzen, alles stand ihm offen, weil er nichts wollte als das Notdürftigste. Bald verstand ich das Geheimnis seiner Macht über die Menschen – er diente nicht für Geld, sondern aus Menschlichkeit, und darum achteten ihn alle.

Nun muss ich offen eingestehen, dass es jetzt, da ich ihn beobachtet hatte, mich allmählich zu ärgern begann, dass er gerade an mir bloß mit leichtem Gruß wie an einem halb Fremden vorüberging; offenbar war er in seiner Feinfühligkeit der Meinung, dass ich als Schriftsteller ihn zu nichts brauchen konnte, und ich fühlte mich durch diese höfliche Gleichgültigkeit irgendwie aus einer sehr großen und herzlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. So benützte ich die nächste Gelegenheit, als in unserem Hause etwas nicht in Ordnung war – eine Dachrinne ließ Wasser durch – als Vorwand, um der Köchin vorzuschlagen, ob man nicht Anton

die Sache zeigen sollte. Vielleicht könnte er herausbringen, wo der Fehler steckte. Sie sollte ihm schreiben oder zu ihm schicken. »Zu dem kann man nicht schicken, der wohnt immer bei wem andern, wo sich's gerade trifft«, antwortete sie. »Und schreiben kann man ihm auch nicht. Aber ich lass ihm's schon sagen.« Wieder hatte ich etwas von dem sonderbaren Menschen gelernt, er hatte als rechter Zugvogel keine Wohnung, keine Adresse. Und doch war niemand leichter zu erreichen als er, eine Art drahtloser Telephonie verband ihn mit der ganzen Stadt. Es genügte, dem Erstbesten auf der Straße zu sagen: »Ich brauch den Anton«, der sagte es wieder dem Nächsten weiter und so fort, bis einer ihn traf. Und tatsächlich, schon am Nachmittag war er da. Mit seinen klugen hellen Augen sah er alles im Hause an, mahnte im Vorbeigehen durch den Garten, dass dort ein Strauch geschnitten werden sollte, hier ein junger Baum umgesetzt. Wir führten ihn zum Dach, er untersuchte die Rinne, konstatierte nach ein paar Minuten »Hier sitzt es« und begann schon zu arbeiten.

Es war eine Lust zu sehen, wie geschickt er zupackte, aber leider hatte ich nicht die Zeit, ihm lange zuzusehen, Freunde aus Frankreich waren angesagt, und nach zwei Stunden hatte ich den guten Anton schon im Gespräch völlig vergessen. Da klopfte es und er trat in unser Zimmer in Hemdsärmeln, aber gar nicht befangen vor den fremden Leuten. »Bleib nur sitzen! Ich stör dich nicht«, sagte er mit seiner

freundlichen Sicherheit und lächelte den fremden eleganten Leuten gutmütig zu, »ich wollt dir nur sagen, es ist schon alles in Ordnung. Schau dir's nachher an. Grüß Gott.«

Wieder war er weg, ohne dass ich ihm hatte danken können. Aber diesmal lief ich wenigstens noch rasch hinaus zur Köchin, sie sollte ihn gut bezahlen, denn ich selbst – so stark war die Freiheit vom Geld, die von diesem Menschen ausging – hätte nie den Mut gehabt, ihm welches anzubieten. Dann erst ging ich zu unseren Besuchern zurück. Aber nach ein paar Minuten überkam mich die Unruhe, ob die Köchin ihm reichlich genug bezahlt habe; ich ließ sie kommen und fragte, ob er zufrieden gewesen sei. »Aber natürlich«, antwortete sie. »Der ist immer zufrieden. Sechs Schilling hab ich ihm geben wollen, aber er hat nur zwei genommen. Das reicht für heut und morgen, hat er gesagt. Aber wenn der Herr Doktor einmal einen alten warmen Rock überflüssig hätt', das wär halt schön, hat er gesagt.«

Ich kann schwer beschreiben, welche Art plötzlicher Freude ich empfand, diesem ersten Menschen, der weniger nahm, als man ihm gab, etwas anbieten zu dürfen, was er sich innerlich wünschte. Diese Pflicht schien mir wichtiger als alle Höflichkeit. Ziemlich rücksichtslos ließ ich meine Gäste im Stich und rannte ihm nach bis zum Gartentor. »Anton! Anton! Ich gebe ihnen gleich einen Rock mit.« Wieder kam mir das heitere ruhige Licht seiner Augen entgegen. Er war nicht im Mindesten erstaunt, dass ich ihm nachgelaufen war.

In seiner Weltauffassung war es vollkommen selbstverständlich, dass jemand, der einen überflüssigen Rock besitzt, ihn dem anderen anbietet, der gern einen haben möchte. Gelasen folgte er mir und eilig ließ ich von alten Kleidern, Schuhen, Hemden alles Erreichbare zusammenholen. Er sah den ganzen aufgehäuften Packen sorgfältig mit einem sachlichen Blick an, nahm den Rock, probierte ihn an und sagte dann ruhig: »Ja, den kann ich brauchen.« – Er sagte es absolut in dem Ton, wie eine Millionärin beim Juwelier einen Ring sich auswählt. Er sagte es nicht wie einer, der eine Sache geschenkt bekommt, sondern mit der Souveränität eines Herrn im Kaufladen, der ohne nach dem Preis zu fragen, von den vorgelegten Stücken sich zu einem entschließt. »Ja, der ist schön«, wiederholte er zufrieden, dann blickte er mit sinnendem Blick auf die anderen Sachen. »Die Bergschuh dorten gibst dem Fritz in der Salsergassn, der braucht welche, und die Hemden dem Josef vom Platzl, der kann sie sich selber flicken. Wenn du willst, bring ich sie dir hin« – wieder sagte er es im großmütigen Ton eines Angebotes, so dass ich beinahe das Gefühl hatte, ich müsste ihm noch danken dafür, dass er die mir gehörigen Sachen an mir völlig fremde Personen verteilte. Sorgfältig knotete er die Dinge in einen Packen und lud ihn auf die Schulter. Dann sagte er noch herzlich herablassend: »Ja, du bist ein braver Kerl. Schön von dir, dass'd das alles hergibst« und war verschwunden.

Sonderbar, keine begeisterte Besprechung irgendeines meiner Bücher hat mich dermaßen gefreut in meinem Leben wie diese naive Art des Lobes. Ich habe oft noch an diesen Anton gedacht und immer voll Dank, denn wenige Menschen haben mir innerlich so sehr geholfen. Oft wenn ich mir kleine, dumme Sorgen um Geld machte, erinnerte ich mich an diesen Menschen, der ruhig und vertrauensvoll in den Tag lebte, weil er nicht mehr wollte als genug für diesen einzigen Tag. Wie oft habe ich ihn noch in seinem armen Aufzug gesehen, aber nie anders als heiter und unbesorgt, und immer mir dann gedacht: Wenn alle Menschen untereinander dies Geheimnis der Reziprozität des Vertrauens lernten, müsste es keine Polizei geben, keine Gerichte, keine Gefängnisse und kein Geld. Unser ganzes kompliziertes ökonomisches System, das sich immer wieder selbst ad absurdum führt und zum »sozialen Problem« wird, wäre vielleicht gelöst, wenn alle lebten wie dieser Eine, der nur genau so viel nahm, als er brauchte, und so viel von sich gab, als er vermochte. Jetzt weiß ich schon seit Jahren nichts mehr von ihm. Aber um wenige Menschen habe ich so wenig Sorge als um ihn: Ich weiß, diesen Mann wird Gott und, was seltener ist, ihn werden sogar die Menschen nicht im Stich lassen.

(1940)

## NUR MUT!

Der vielversprechendste Schüler an unserem Wiener Gymnasium war ein gut aussehender Junge von sechzehn Jahren, der außergewöhnlich begabt, fleißig, ehrgeizig und wohl-erzogen war. Wir gaben ihm den Spitznamen »Metternich«, zu Ehren unseres großen Diplomaten, weil wir überzeugt waren, dass er mit seiner überlegenen Intelligenz eine glän-zende Laufbahn im öffentlichen Dienst vor sich hatte. Das einzige, was wir nicht an ihm mochten war seine Eleganz: Er kam immer mit frisch gebügeltem Anzug zur Schule und mit sorgfältig gebundener Krawatte; bei schlechtem Wetter brachte und holte ihn der Chauffeur seines Vaters in einer Limousine. Gleichwohl war er ein netter Kerl ohne jede Ar-roganz; wir hatten ihn alle gern. Eines Morgens blieb »Met-ternichs« Sitzplatz leer. Zu Mittag wussten wir den Grund. Am Vorabend war sein Vater, der Direktor eines großen Fi-nanzunternehmens, verhaftet worden: Sein Geschäft war ein gigantischer Schwindel gewesen, und Tausende von kleinen Leuten fanden sich über Nacht ihrer hart verdienten Erspar-nisse beraubt. Die Zeitungen druckten die Skandalnachricht in großen Schlagzeilen mit Fotos des Beschuldigten und so-gar seiner Familie.

Jetzt verstanden wir, warum unser unglücklicher Freund nicht zur Schule gekommen war. Er schämte sich. Zwei Wo-

chen lang, während die Zeitungen mehr und mehr Einzelheiten über den Schwindel des Vaters enthüllten, blieb »Metternichs« Platz leer.

Dann, eines Morgens in der dritten Woche, ging die Tür auf, »Metternich« schlüpfte herein, setzte sich auf seinen Platz, öffnete sofort ein Buch und hob während der nächsten zwei Stunden kein einziges Mal seinen Blick nach oben. Als es zur Zehnminutenpause klingelte, gingen wir wie gewöhnlich hinaus auf die Korridore. »Metternich« ging gleich ans Ende des Ganges, stand allein, mit dem Rücken zu uns, und starrte aus dem Fenster, als habe etwas auf der Straße seine ganze Aufmerksamkeit in Beschlag genommen. Doch wussten wir, dass der arme Junge das nur tat, weil er vermeiden wollte, unseren Blicken zu begegnen, dass er dort stand und dabei schrecklich einsam war.

Unser Geplänkel und Gelächter erstarb, als wir merkten, wie herzerbrechend diese selbstauferlegte Isolierung für ihn sein musste. Offensichtlich wartete er auf ein freundschaftliches Zeichen von uns. Aber unsicher, wie wir uns ihm nähern sollten, ohne seinen Stolz zu verletzen, zögerten wir. Keiner von uns hatte den Mut, den Anfang zu machen. Nach mehreren endlosen Minuten rief uns die Schulglocke zurück in das Klassenzimmer. Mit einer abrupten Bewegung wandte »Metternich« sich um und ging hinein, ohne einen Blick auf uns zu werfen. Seine aufeinandergepressten Lippen schienen noch blasser als zuvor, während er sich hinsetzte